

Nichtenstein-Callberger Tageblatt

früher Wochen- und Nachrichtenblatt

zugleich

Geschäfts-Anzeiger für Hohndorf, Ködlich, Bernsdorf, Rüdorf, St. Egidien, Heinrichsort, Marienau u. Mülsen.
Amtsblatt für den Stadtrat zu Nichtenstein.

Nr. 39.

Freitag, den 15. Februar

1895.

Dieses Blatt erscheint täglich (außer Sonn- und Festtagen) abends für den folgenden Tag. Vierteljährlicher Bezugspreis 1 Mark 25 Pf. — Einzelne Nummer 16 Pfennige. — Bestellungen nehmen außer der Expedition in Nichtenstein, Markt 179, alle Kaiserl. Postanstalten, Postboten, sowie die Austräger entgegen. — Inserate werden die viergepaltene Korpuszeile oder deren Raum mit 10 Pfennigen berechnet. — Annahme der Inserate täglich bis spätestens vormittag 10 Uhr.

Herr **Mag Hermann Vrahel**, bisher Gemeinde- und Sparkassenkassierer in Lugau, ist als **Bürgermeister für Callberg** bestätigt und verpflichtet worden. Gleichzeitig ist dessen Bestellung als **Standesbeamter für den Standesamtsbezirk Callberg** erfolgt.

Lugau, am 11. Februar 1895.

Königliche Amtshauptmannschaft.
Dr. Hempel.

Schule zu Callberg.

Die **Ummeldung** der **Diener d. J.** schulpflichtig werdenden Kinder hat a. für die **Stadtschule Donnerstag, d. 21. oder Sonnabend, d. 23. Febr., nachm. von 1-3 Uhr** im Amtszimmer des Direktors (Nr. 6).

b. für die **Seminarische Freitag, d. 22. Februar, nachm. 2-3 Uhr** im 3. Klassenzimmer der Seminarische zu erfolgen.

Schulpflichtig werden alle Kinder, welche **bis Ostern d. J.** zugelassen werden auch diejenigen, welche **bis 30. Juni d. J. das 6. Lebensjahr** erfüllen.

Der **Impfschein** ist für alle, die **standesamtliche Geburtsurkunde mit pfarramtlicher Taufbescheinigung** nur für anderwärts geborene Kinder vorzulegen.

Callberg, den 13. Februar 1895.

J. Höfer, Seminardirektor.
W. R. Schmidt, Schuldirektor.

Tagesgeschichte.

* — **Nichtenstein.** Benutzung von Schnellzügen seitens der Soldaten. Vor dem Jahre 1894 war der Uebelstand vorhanden, daß die in größerer Entfernung von ihrem Heimatort in Garnison liegenden Soldaten bei ermäßigten Fahrpreisen keine Schnellzüge benutzen durften. Die Schnellzüge habe stets Anschluß, dagegen die Personenzüge nicht. Die Mannschaften hatten daher auf den Knotenpunkten mehr oder weniger langen Zeitverlust; oft gesehten sich dort ehemalige Soldaten zu ihnen, und die nachteiligen Folgen des Aufenthaltes in den Wirtschaftshäusern konnten nicht ausbleiben, sodaß die Fahrpreisermäßigungen in vielen Fällen verloren gingen. Im Juli v. J. ist nun die sehr dankenswerte Vergünstigung eingetreten, daß Schnellzüge benutzt werden können, aber unter der Bedingung, daß die Entfernung mindestens 300 km betragen muß und daß die Urlaubszeit 8 Tage nicht überschreiten darf. Hiergegen ist, so führt die „Köln. Ztg.“ aus, zu bemerken, daß auf so große Entfernung die Mannschaften bei nur achtägigem Urlaub, der Kosten wegen, gar nicht nach Hause reisen; mithin können die wirklich in Urlaub gehenden Mannschaften, weil sie eben längeren Urlaub haben, von dieser Vergünstigung meist keinen Gebrauch machen. Es wäre daher gewiß zu wünschen, daß Soldaten, deren Garnison 300 km und weiter von ihrem Heimatort entfernt ist, ohne Einschränkung der Urlaubsdauer gestattet würde, auch Schnellzüge mit 3. Wagenklasse zu benutzen. Daß der Tag vor und nach den Hauptfesttagen nicht benutzt werden darf, mag allerdings aus allgemeinen Verkehrsbedürfnissen gerechtfertigt erscheinen.

— Die vielfach verbreitete Ansicht, daß der Bergmannsbetrieb der gefährlichste sei und die meisten Opfer an Verletzten und Getöteten erfordere, findet durch die seit Einführung der Unfallversicherung geführten eingehenden statistischen Nachweise eine blühende Widerlegung. Auf 1000 versicherte Personen berechnet, weisen bei den entschädigungspflichtigen Unfällen die nachfolgenden Berufsgruppen die höchsten Unfallziffern auf: Die Branerei- und Mälzerei-Berufsgenossenschaft 14,36; die Fuhrwerks-Berufsgenossenschaft 13,31; die bairische Holz-Berufsgenossenschaft 13,30; die bairische Baugewerks-Berufsgenossenschaft 12,01; die Speicherei- und Kellerer-Berufsgenossenschaft 11,02 und die Knappschaf-Berufsgenossenschaft 10,60. Es steht sonach bezüglich der Zahl der Unfälle die Knappschaf-Berufsgenossenschaft durchaus nicht an erster, sondern vielmehr erst an sechster Stelle und man muß nach den statistischen Angaben den Branerei- und Mälzerei-, sowie den Fuhrwerksbetrieb als die gefährlichsten betrachten.

— Dem Vernehmen nach wird der Vorsteher der Handelsabteilung des kaiserlichen Konsulats in Chicago demnächst nach Deutschland kommen, um den Handel- und Gewerbetreibenden, welche sich für die Ausfuhr nach Amerika interessieren, Auskunft zu erteilen. Er hat sich bereits mit den größeren Verbänden der namentlich an dem Export nach Amerika beteiligten Industriezweige ins Vernehmen gesetzt und sich erboten, in der Zeit vom 15. April bis 15. Juni

d. J. eventuell in Versammlungen Vorträge über die einschlägigen Fragen zu erhalten. Es wäre wünschenswert, wenn die deutschen Gewerbetreibenden dem Konsulat in Chicago vorher Mitteilung über diejenigen Punkte machten, über welche sie speziell Auskunft zu haben wünschen.

— Vor Kurzem ist in der Bibliothek des Grafen zu **Solms-Wildenfels** eine alte Bibel, die 1530 bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckt worden ist, aufgefunden worden, in welcher, wahrscheinlich von der Schwester des darin genannten Anarch Friedrich, folgender Eintrag sich vorfindet: Anno Domini 1602 den 2. Februar ist mein herzlichster Bruder Anarch Friedrich, Herr zu Wildenfels, der letzte dieses Geschlechts, zu Prag im Herrn selig verschieden, seines Alters 46 Jahr 43 Wochen 2 Tage. Damit dürfte endgiltig der Geburtsort dieses in der Reformationsgeschichte Sachsens eine hervorragende Rolle spielenden, als Dichter sich eines großen Rufes erfreuenden Mannes, als der 29. April 1555, entschieden sein. Damit dürften sich auch die zahlreichen, von Literaturprofessoren nach Hartensdorf, dem Begräbnisorte Anarchs, ergangenen Anfragen erledigen, die bisher unbeantwortet bleiben mußten, weil das Grabdenkmal leider nicht mehr zu entziffern ist. Anarch Friedrich war, 20 Jahre alt, Rector magnificus der Universität von Jena, im Alter von 22 Jahren unterschrieb er die Konfessionsformel, 37 Jahre alt, war er Mitglied der Kommission zur Beilegung des kryptokatholischen Lehrstreits, jenes Streits, der mit der Enthauptung des Kanzlers Krell endigte.

— Das Bild des braven, todesmutigen Kapitän Kurt v. **Goessel**, der mit der „Elbe“ in treuer Ausübung seiner Pflicht unterging, ist durch das photographische Atelier von E. Wolffram in Bremen zu beziehen. Die Familie v. Goessel hat gestattet, daß das Bild des Kapitän zum Besten der Angehörigen der mit der „Elbe“ verunglückten Mannschaften verkauft werde. Das Bild läßt einen prächtigen Mann erkennen, der lebhaft an Kaiser Friedrich erinnert.

— **Leipzig.** Ueber den bereits gemeldeten Raubfall auf einen Geldbriefträger wird noch berichtet: Bei der Post war ein Geldbrief, der mit 160 Mk. dekoriert war, in Wirklichkeit aber nur Papierschnitzel enthielt, an die folgende fingierte Adresse aufgegeben worden: „Herrn Julius Ackermann, Dresdener Straße 20, III., bei Wechsler.“ Mit diesem Briefe verfolgten die Thäter, als welche der am 11. Juli 1875 in Leipzig geborene Handarbeiter Albert Otto Werner und der im gleichen Jahre am 11. September in Leipzig geborene Kellner Karl Wilhelm Hermann Schmidt stark verdächtig sind, — ihre Verhaftung ist vielleicht inzwischen schon erfolgt — die Absicht, den Geldbriefträger in die Wohnung von Berners Mutter zu locken. Bei Frau Werner wohnt nun zwar ein Herr Wechsler als Garçon, nicht aber Jemand namens Ackermann. Zu der Zeit, zu welcher der Geldbriefträger kommen mußte, am Vormittag, war in der Werner'schen Wohnung Niemand anwesend, da Herr Wechsler, der Mechaniker ist, um diese Zeit in seinem Berufe thätig ist, Frau Werner aber die Bedienung eines öffentlichen Abortes zu

versorgen hat. Die beiden Vurschen, die übrigens schon wegen Eigentumsvergehens vorbestraft sind, hatten also leichtes Spiel — sie lauerten in der leeren Wohnung auf ihr Opfer. Aus einem Taschentuche hatten sie sich vorfänglich einen Knebel zurecht gedreht und überdies hielten sie noch ein Stück Waschelein bereit, mit der sie höchstwahrscheinlich ihr Opfer erdroffeln wollten. — Der Ueberfall trug sich nun wie folgt zu: Briefträger Breitfeld fragte, nachdem er geklingelt und Werner ihm geöffnet hatte: „Wohnt denn auch ein Herr Ackermann bei Ihnen?“ Werner bejahte dies und bat den Briefträger, der kein Mißtrauen fassen konnte, da ihm der ewig arbeitslose Werner stets zu öffnen pflegte, näher zu treten. Man öffnete ihm Herrn Wechslers Zimmer, doch kaum hatte er dasselbe betreten, als er vom Rücken her von zwei Personen überfallen, und zwischen zwei Betten zu Boden geworfen wurde. Es begann nun ein furchtbares Ringen, ein Kampf auf Leben und Tod, denn was nun geschah, sollte dem Ueberfallenen sofort die Gewißheit geben, daß er im Falle des Unterliegens nicht lebend das Zimmer verlassen würde. Nachdem nämlich der Ruf: „Knebel her!“ erfolgt war, versuchte der eine Attentäter, dem Briefträger den Knebel gewaltsam in den Mund zu zwängen, während dieser Arbeit aber wurden zwischen den Attentätern die Worte gewechselt: „Strick her!“ — „Zieh zu!“ Der eine Vursche glaubte also, daß der andere dem Briefträger den Strick bereits um den Hals geschlungen habe. Die Mordbuben hatten indes die Kräfte ihres Opfers bei Weitem unterschätzt. Herr Breitfeld wehrte sich mit der Energie eines Verzweifelten, bis dem einen der Räuber, der ihm den Knebel in den Mund schieben wollte, furchtbar in die Finger, und im nächsten Moment gelang es ihm, mit mächtigem Stöße den einen der Vurschen von sich zu werfen, sich dem andern zu entziehen, aufzuspringen und ans Fenster zu eilen. Hier schlug er eine Scheibe entzwei und rief aus Leibeskräften um Hilfe, die Attentäter aber gaben das Spiel verloren, schlossen den Briefträger in die Wohnung ein und entflohen. Der 51jährige Beamte der nach dem Raubansalle die Bestellung der ihm überwiesenen Geldsendungen zu Ende führte, trug, als er überfallen wurde, noch etwa 16000 Mark in Geldbriefen bei sich; auf die Tour waren ihm etwa 30000 Mark mitgegeben worden. Den Attentäter ist kein Pfennig in die Hände gefallen. Der vorliegende Fall mahnt übrigens dringlich daran, die Geldbriefträger gleich den Kriminalbeamten mit Revolvern zu bewaffnen.

— **Chemnitz, 13. Febr.** Daß sich das Interesse für die Erste Erzgebirgische Gartenbauausstellung, welche vom 23. August bis 2. September in unserer Stadt abgehalten werden soll, lebhafter gestaltet, geht aus der Thatsache hervor, daß bereits 8 Ehrenpreise gestiftet und mehrere andere in sichere Aussicht gestellt worden sind. Die Ehrenpreise sind bewilligt worden vom Landwirtschaftlichen Kreisverein — 3 Stück —, der außerdem Diplome zugesagt hat, von dem Verschönerungsverein, von dem Gärtnerverein für Chemnitz und Umgegend und mehreren Herren, welche ungenannt bleiben wollen. Hoffentlich finden sich noch mehrere Gartenfreunde, welche gesonnen sind, die Mühen der

Aussteller durch ihre freundlichen Zuwendungen zu belohnen.

Chemnitz, 13. Febr. Ein grauvoller Anblick bot sich heute früh in der 8. Stunde einer in der Zwickauer Vorstadt wohnhaften Frau, als sie das Zimmer eines bei ihr im Quartier befindlichen jungen Schreibers betrat; sie fand denselben nebst seiner Geliebten, einer ledigen Arbeiterin, blutüberströmt vor, die Arbeiterin bereits in bewußtlosem Zustande. Auf ärztliche Anordnung wurden die Verwundeten ins Stadtkrankenhaus gebracht. Nach Lage der Umstände hat der junge Mensch sich, sowie seiner Geliebten, vermutlich in gegenseitigem Einverständnis, in selbstmörderischer Absicht Messerstücke, namentlich in die Brust beigebracht und es scheint Liebeskummer die Veranlassung hierzu geboten zu haben.

Das Bundeschießen des Mitteldeutschen Schützenbundes, welches vom 7. bis 14. Juli in Chemnitz-Altendorf abgehalten wird, ist das 15. dieses Bundes. Für dasselbe wurde seit dem Jahre 1885 auf dem Schützenplatz zu Altendorf stehende Krystallpalast als Festlokal bestimmt; er wird infolge dessen umgebaut und erweitert, sowie auch im Innern reich decoriert werden.

Aus Cumißsch bei Verdau wird berichtet: Als ein böses Vorzeichen wurde es von Vielen aufgefaßt, als im Vorjahre die eben von der Trauung kommende junge Frau eines dortigen Einwohners beim Verlassen der Kirche ihren Trauring verlor, der nach längerem Suchen endlich an der Einfassung eines Grabes gefunden wurde. Ein unglücklicher Zufall hat es nun gefügt, daß diese junge Frau gerade am ersten Jahrestage ihrer Trauung durch den unerbittlichen Tod von der Seite ihres Gatten gerissen wurde. Natürlich erblickten abergläubische Leute hierin eine Bestätigung ihres Aberglaubens.

Aus Reichenbach wird unterm 11. d. M. gemeldet: Seit heute abend herrscht auf den Straßen vollkommene Finsternis, da infolge einer Betriebsstörung in der Gasanstalt kein Gas mehr abgegeben werden kann. In den Vergnügungstokalen, in Gasthäusern, in Restaurants, auf dem Centralbahnhofe, wie in vielen Privatwohnungen dieselbe Calamität, welche nach Befinden auch erst am nächsten Tage gehoben werden kann. Keine einzige Gasflamme brennt also in der ganzen Stadt! Alles, was an Petroleum und Lampen nur irgendwie noch für den Dienst tauglich ist, wird hervorgeholt und muß, wenn auch zuweilen in ganz bescheidenem Maße das Gaslicht ersetzen.

Aus Reischkau wird berichtet: Der älteste Mann hiesiger Gegend, ja wohl der älteste Mann im Vogtlande, der Handarbeiter und vormalige Steindreher J. G. Köbel aus dem nach hier gefahren und geschulten Dorfe Lauscha, ist jetzt im Alter von 95 Jahren 2 Monaten gestorben. Köbel hat sich bis zu seinem Tode durch seiner Hände Arbeit — durch Befestigen — ernährt. Ein Schlaganfall hat den bis zu seinem Lebensende noch rüstigen Greis getroffen, worauf bald der Tod erfolgte. Zu seinem vor 2 Monaten stattgefundenen 95. Geburtstag war dieser alte Mann aus Nah und Fern, u. a. auch vom Herrn Kreishauptmann von Weid in Zwickau, ziemlich reichlich beschenkt worden. Mit Vorliebe plauderte Köbel von seinen Erlebnissen, speziell von den Truppendurchmärschen zu Napoleons Zeit.

Berlin, 13. Febr. Der gestern verhaftete Spanbauer Postdieb war ein sehr vermöglicher Mann, soll aber noblen Passionen gehuldigt haben. Beim Pabstium war er sehr unbeliebt.

Die Reichstagsverhandlungen werden, wie heute die Geschäftsfrage ist, allermindestens bis Pfingsten dauern, wenn inzwischen keine Auflösung erfolgt.

Eine Entscheidung des Plenums über die Umsturzvorlage wird frühestens knapp vor Ostern eintreten, wenn nicht gar erst nach Ostern. Im Reichstage zuckt man die Achseln, wenn die Rede darauf kommt. Der Ausfall der schließlich entscheidenden Abstimmung ist eben so außerordentlich ungewiß, daß es keinen Wert und keinen Zweck hat, heute Vermutungen darüber anzustellen.

Halle a. S., 13. Febr. In der Nähe des Nachbarortes Neussen ist eine ortsfremde Frau mit zwei Kindern, die in einem Strohfleimen genächtigt hatten, erfroren aufgefunden worden.

Marseille, 13. Febr. Der Dampfer „Stamboul“ traf, vom Congo kommend, mit dem Gouverneur von Zimmerer an Bord gestern nachm. 4 Uhr hier ein.

Aus Paris: Aus Madagaskar wird berichtet, daß von einem neuen Vormarsch der Franzosen ins Innere der Insel noch keine Rede ist. Die Eingeborenen haben in diesen Tagen wieder einige französische Kaufleute totgeschlagen. — Das Regenduell zwischen dem Abg. Hubland und dem Deputierten Canrobert sollte am Mittwoch nachmittags stattfinden. — Die Seine ist zur Zeit völlig zugefroren, aber noch nicht tragfähig. — Ueber die Reise des „Gascogne“, die noch glücklich trotz des Malheurs zu Ende kam, verbreiten Pariser Zeitungen noch allerlei Malbungen, die ersichtlich auf eine unverblühte Reklame für die französischen Dampferlinien hinauslaufen.

Drient. Angeblich neue Schauergerüchten werden von englischen Zeitungen aus dem armenischen Bezirk Harzan gemeldet, wo gegen 50 Dörfer verbrannt oder in anderer Weise zerstört sein sollen. In der Türkei sieht es ja bunt genug aus, aber auf die britische Wahrheitsliebe ist auch nicht gerade allzu viel zu geben.

Madrid, 13. Febr. Infolge der fürchterlichen Kälte greifen die Krankheiten in schreckenerregendem Grade um sich. Todesfälle infolge von Influenza sind sehr zahlreich.

Vollständig eingeschneit ist die Stadt Hjörving in Süland. Berge von Schnee sperren sie von der Außenwelt ab. Kein Eisenbahnzug hat seit acht Tagen die Stadt passiert. Der Schnee, welcher eine Höhe von 20 Fuß erreicht, hindert jede Verbindung. Die Pferde, welche sich mühsam vorwärts arbeiten, bleiben überall im Schnee stecken. Der Schulbesuch hat ganz aufgehört. Ein Haus, dessen Schornstein 4 Fuß unter dem Schnee steckte, mußte von Freiwilligen ausgegraben werden. Schmale Gänge längs den Häusern dienen zum Verkehr und in einigen Straßen sind unter der Schneemasse Tunnel längs den Trottoirs gegraben. — Im Schachte Elgoh bei Märtsch-Dorf stürzte infolge mangelhafter Zimmerung ein größerer Teil der Flözbede ein und begrub die daselbst beschäftigten Arbeiter, von welchen drei getödtet und einer schwer verletzt wurden.

Ein seltenes Schauspiel hatten die Bewohner von Ugiere, die sich in den letzten Tagen die Küste entlang nach Kap Matison begaben. Dort trieben sich ein 30 Meter langer alter und ein 7 bis 8 Meter langer junger Walfisch, der sich immer nahe an dem Muttertier hielt, im Wasser herum. Die riesigen Leiber, oft ganz aus dem Wasser herausgehoben, glänzten im Sonnenschein und bewegten sich zwischen dem Kap und Al Taya hin und her, wahrscheinlich auf dem Fischfang begriffen. Am Nachmittag des 3. Februar kam der Rüstendampfer „La Couleuvrine“ herbei, um auf den Walfisch Jagd zu machen. Zuerst fuhr er darüber hinaus, drehte aber um, als er ihn zu sehen bekam und feuerte aus der nächsten Nähe einen Kanonenschuß auf das Tier ab, das aber nicht darauf achtete. Fast eine Stunde lang suchte der Dampfer, den Bewegungen folgend, sich

ihm wieder zu nähern und schoß, als dies endlich gelang, wieder zwei Schüsse ab, ohne anderen Erfolg, als daß der Walfisch nun das hohe Meer aufsuchte, und da das Meer stürmisch wurde, auch starker Regen fiel, gab „Couleuvrine“ die Jagd auf.

Asien. Bis auf einige halberfüllte Inseln haben die Japaner nun alle Befestigungen um Weihwei genommen. Vier chinesische Kriegsschiffe und 13 chinesische Torpedoboote sind in den Kämpfen von den Japanern zerstört oder genommen, welche selbst drei Torpedoboote verloren. Aus Tokio läßt die japanische Regierung mitteilen, nachdem die Friedensunterhandlungen abermals gescheitert seien, werde sie nicht ruhen, bis Peking gefallen. Inzwischen bereiten aber die Chinesen in der südlichen Mandchurie einen umfassenden Angriff vor. Der Vikarönig Sut hat die Ordnung unter den zuchtlosen Banden wieder hergestellt, neue Truppen herangezogen und will so den Feind aufsuchen. Die Kälte ist fürchtbar, der Schnee liegt sehr hoch.

Wie aus New York berichtet wird, wurde der französische Dampfer „Gascogne“ dort mit ungeheurer Begeisterung empfangen. Das Boot mit den Zeitungsberichterstatern legte am Dienstag abend langweil an und erhielt folgenden Bericht über die Fahrt: „Am 29. Januar morgens 8 Uhr standen die Maschinen plötzlich still. Ein Kolben war gebrochen. Das Schiff wurde sofort ein Spiel der Wogen. Zum Glück war ruhige See. Man schritt sofort zur Ausbesserung des Schadens und nach achtstündiger Arbeit waren die Bruchenden durch einen Kupfermuff verbunden. Das Schiff konnte seine Fahrt bei acht Knoten Geschwindigkeit fortsetzen. Alle elf Stunden mußte gestoppt werden, da regelmäßig in diesem Zeitraum der Kupfermuff durchgeschauert war. Am 2. Februar morgens brach der Kolben wieder. Das Schiff mußte die Anker fallen lassen. Die Ausbesserung dauerte diesmal 41 Stunden. Am 4. Februar erhob sich ein Sturm, der die „Gascogne“ 150 Meilen nach Norden schlug. Dies erklärt es, daß kein Dampfer sie gesehen hat. Da die Maschine stillstand, rollte das Schiff sehr schwer, so daß die Anker wieder fallen gelassen werden mußten, nach Ausbesserung des Kolbenbruchs fuhr die „Gascogne“ weiter, diesmal unter fortwährenden Notsignalen. Der Sturm wütete weiter, und die Reisenden begannen zum ersten Male sehr besorgt zu werden. Am 7. Februar geriet das Schiff in einen Wirbelsturm, der neue Maschinenbrüche verursachte, sowie einen eintägigen Stillstand. Am 10. Februar sah man einen Dampfer, doch war er zu entfernt, um die Signale bemerken zu können. Am 11. Februar kamen die „Volliv“ und „Washington“ in Sicht; sie boten ihre Dienste an, die indes damals nicht mehr nötig waren.“ Die „Gascogne“ ist jetzt ins Dock gegangen. Eigentliche Gefahr bestand für die Reisenden nur am 7. Februar. Die Verpflegung ließ niemals etwas zu wünschen übrig. Unfälle oder Krankheit kamen nicht vor.

Deutscher Reichstag.

Sitzung vom 13. Februar.

Auf der Tagesordnung steht die zweite Beratung der Anträge auf Aufhebung der Diktatur-Paragrafen für Elsaß-Lothringen. Die Anträge werden nach kurzer Debatte gegen die Stimmen der Konservativen und Nationalliberalen angenommen.

Sodann wird die erste Beratung der Anträge betreffend die obligatorische Durchführung einer Volksvertretung in allen Bundesstaaten, die von Freisinnigen und Sozialdemokraten gestellt sind, fortgesetzt. Der vor acht Tagen von dem Abg. Dr. Frege gestellte Antrag, über die Anträge zur Tagesordnung überzugehen, ist einstweilen zurückgezogen worden.

Margarethe.

Original-Roman von M. Wildern. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„In den meisten Fällen,“ unterbrach ihn die Rätin hier lebhaft, „aber doch unbedingt nicht in allen.“ Und leise erröthend fuhr sie dann fort: „Ich habe auch einmal und aus Liebe geheiratet, Herr Doktor, und doch konnte man meinen Mann durchaus keine schöne Erscheinung nennen, ganz im Gegentheil, er sah damals noch viel weniger anziehend aus als jetzt, und von beinahe erschreckender Hagerkeit, trug er seine lange Figur nach vorne gebeugt.“

„Nur die Augen meines Mannes waren schön,“ fuhr die Rätin fort, „und in diesen Augen lag eine reine edle Seele, eine Seele, die sich dem jungen Mädchen zu erkennen gab, trotzdem es ihm gegenüber so unerfahren war. Sehen Sie, Herr Doktor, und wie ich mich versenkte in die edlen Anschauungen des Mannes, wie ich erkannte, daß seine Ideale auch die meinen waren, da zog ein nie gefanntes Gefühl in meine Brust, ein Gefühl, das mich blind und taub machte gegen die Bewerbungen anderer Männer und mich den langen, hageren Assessor, den meine Freundinnen spöttelnd das Ausdruckszeichen nannten, schließlich sogar auch hübsch finden ließ. Genug, ich liebte Stenjon, liebte ihn, doch von ganz anderen Motiven geleitet, als die von Ihnen angegebenen sind.“

Der Doktor hatte ihr aufmerksam zugehört. „Ich sprach auch nur von der Regel, anständige Frau, und Ausnahmen giebt es ja immer — dennoch aber bleibe ich bei meiner Behauptung stehen: es ist nicht notwendig, daß die Ehe aus Liebe geschlossen

wird — wirkliche aufrichtige Achtung genügt vollkommen.“

Die Rätin neigte bejahend den grauen Kopf. „Ich gebe Ihnen vollkommen recht, weil in der Ehe in allen Fällen aus dieser Achtung Liebe wird — werden muß. Aber wir sind ganz von unserem eigentlichen Thema abgekommen — die Frauenfrage meine ich — und doch interessiert es mich so lebhaft. Ich bin ja Mutter, Herr Doktor, nicht bloß von drei unbändigen Jungen, die sich trotz ihrer Unarten aber doch zweifelsohne ihren Weg durch die Welt bahnen werden, sondern auch von vier Mädchen und, was noch mehr sagen will, in einer Zeit, in der alles von dem goldnen Kalbe träumt — und eine arme Mutter: meine Mädchen werden nicht viel Freude an ihren braven Herzen und sonstigen Tugenden finden, daß sie über ihre Armut hinwegsehen, nun nicht auch einer ist, der ihnen gestelle, zu dem sie Vertrauen empfinden und Huneigung, so müßten sie sich durch eigene Kraft eine Zukunft schaffen, weil ich nicht will, daß sie die Ehe zu einer Versorgungsanstalt entwürdigen, und unbedingt nicht zuließe, daß sie zu einer Heirat schritten, von der ich von vornherein nicht alles Gute erhoffen könnte.“

„O, Mütterchen, meintwegen brauchst Du der Zukunft wegen nicht in Sorge zu sein; ich gründe eine Pensionsanstalt, denn es gefällt mir, einen großen Wirkungskreis zu haben, und ich könnte nicht leben, ohne für andere sorgen zu müssen.“

„Ja, ja! Weißt Du noch, Gretchen, das behältigst Du schon, als Du noch ein ganz kleines Mädchen warst: Wenn Du mit Freundinnen Pflanzmutter und Kinder spieltest, müßtest Du ja immer

das Pflanzmütterchen sein, das den anderen zuteilt. — Und so sehr hattest Du Dich eingelebt in Deine Pflichten, daß Du Dich selbst regelmäßig vergaßest — das Brot, der Kuchen oder was Ihr sonst zum Spiel erhaltet, reichte nur immer für Deine Spielgefährten — Du bestieltest für Dich nie etwas. — Es ging Dir eben, wie es Dir heute noch ergeht, wenn Du den Kindern zuteilst und —“

„O, Mama!“ unterbrach das junge Mädchen hier die Erzählerin und ihre Augen sahen dabei so flehend, sie baten so inständig, „Mütterchen möchte es nun genug sein lassen,“ daß die Rätin auch sofort das Gespräch in andere Bahnen lenkte, übrigens holte man Gretchen gleich darauf auch wieder in den Reigen der Tanzenden und immer wieder, bis auch der Kotillon beendet und der Rat kam, um zur Heimkehr zu mahnen. Es war wirklich recht spät geworden und erst jetzt bemerkten die Damen, daß sich bereits viele der Festteilnehmerinnen entfernten.

„Nur um Gottes willen nicht ganz und gar die letzten sein,“ sagte die Rätin, indem sie das weiße, schon etwas vergilbte Cachemirtruch fest um die Schultern zog und sich dann rasch erhob. Der Gatte reichte ihr den Arm, um sie bis an die Damengarderobe zu geleiten, und da war es ja nur vom Anstand geboten, daß der Doktor Gretche seine Führung anbot. — Tieferglühend legte sie denn auch das kleine schmale Händchen auf seinen Arm — sie sah wie ein Kind neben seiner hohen Gestalt aus und doch hatte sie das Gefühl, als wenn sie während der kurzen Momente, in denen sie an seiner Seite durch die Säle und den Wintergarten schritt, hoch erhoben worden wäre über all ihre Bekanntinnen.

Abg. Richter (freis. Vp.): Das Reich ist wohl in dieser Frage kompetent; ich erinnere nur an das Gesetz wegen der Gleichberechtigung der Konfessionen, ein Gesetz, welches ebenfalls durch Beschwerden gerade aus Mecklenburg veranlaßt worden ist. Unter eigener Antragsziel übrigens nicht nur auf Mecklenburg, sondern auch auf Preußen, für welches wir das Reichswahlrecht wünschen. Hätten wir dieses, so hätten wir in Preußen auch ein ganz anderes Abgeordnetenhauß. Es entspricht gerade dem Wesen eines Bundesstaates, daß seine Mitglieder in ihren Verfassungen die größte Gleichmäßigkeit zeigen. In dem Fürstentum Rügen wird übrigens augenblicklich jeder Beschluß durch den Mangel eines beschlußfähigen Landtages verhindert. Und wenn sich da das Fürstentum an den Bundesrat wendet, so kann der Bundesrat gar nicht anders, als auf Grund des Art. 6 der Verfassung sich einmischen. Wenn der Bundesrat zu keinem Beschlusse kommt, so muß das Reichsgesetz eingreifen. Die mecklenburgische Verfassung ist eine Zwangsjacke, die dem Lande von der früheren Reichsgewalt aufgedrungen ist. Die mecklenburgische Ritterschaft ließ es sich damals in Wien Hunderttausende kosten, um den Wagen zu schmieren. (Seiterkeit.) Die Ritter haben sich schließlich mit dem Herzog verständigt auf Kosten aller übrigen Stände. Die widerspenstigen Bürgermeister hat man in der mecklenburgischen Ständerversammlung gelegentlich zum Fenster hinausgeschoben. Wir müssen hier für die Mecklenburger sprechen, weil diese selbst noch unmündig sind. Wie die Statistik der letzten Reichstagswahlen in Mecklenburg zeigt, stehen zwei Drittel der dortigen Bürger hinter dieser unserer Forderung. Herr v. Buchta sagt: 99 Prozent der Mecklenburger legten viel mehr Wert auf hohe Getreidepreise als auf eine Verfassung. Ja, wenn Sie glauben, die Wähler dort wären so ausschließlich von ihren materiellen Interessen eingenommen, dann kann ich Ihnen auch sagen, daß den Wählern die Frage sogar gleichgültig ist, ob Monarchie oder Republik. (Widerpruch rechts. Sehr gut! links.) Der Mecklenburger Bevollmächtigte spricht abschließend über den Parlamentarismus. Wir erscheinen auch manches ungünstiger als vor 25 Jahren, aber daran ist nicht der Parlamentarismus schuld, sondern der Interessentkampf.

Abg. Hebel (Soz.): Wenn irgend etwas geeignet ist, das Interesse für den Bestand der Einzelstaaten bei der Bevölkerung erlöschen zu machen, so ist es gerade das allgemeine Bewußtsein, daß das Volk seine einzige wirkliche Vertretung nur im Reichstage hat, nicht dagegen in Einzelstaaten und in den Parlamenten. Deshalb hat ja auch Fürst Bismarck seinerzeit im Gegensatz zu den Einzelstaaten das allgemeine gleiche Wahlrecht eingeführt. Man sagt, unser Antrag schädige die Selbstständigkeit der Einzelstaaten. Aber was hat denn die Selbstständigkeit mehr beeinträchtigt als die Gründung des norddeutschen Bundes. Das preussische Wahlrecht ist heute noch viel elender als zu der Zeit, da Fürst Bismarck es das elendeste aller Wahlsysteme nannte. Der kapitalistische Charakter dieses Wahlrechts wird sehr richtig illustriert durch die Thatsache, daß bei den letzten Landtagswahlen in Berlin Minister, ja sogar der Reichskanzler mit ihren Portiers zusammen in der 3. Klasse wählen mußten. Redner plaidiert für die Herabsetzung des Wahlmündigkeitsalters auf das vollendete 21. Jahr, sowie für das Wahlrecht der Frauen. Letztere Forderung werde, wenn man sie auch heute noch für verrückt erkläre, nicht mehr von der Tagesordnung schwanden. Auf die Dauer geht es nicht an, daß man die größere Hälfte der Nation (Mufe: Die bessere! Seiterkeit!) von dem Wahlrecht ausschließt. Frauen sind gerechter, weniger forumpiert. Säßen sie hier im Hause, so brauchte man

vielleicht auch die Geschäftsordnung nicht zu verschärfen. (Seiterkeit.) Heute heißt es bei uns freilich nicht nur „Immer langsam voran“, sondern „Immer weiter zurück.“ Aber die Zukunft gehört uns.

Abg. Kettich (kons.): Wir konservativen Mecklenburger sind alleamt darin einig, daß wir erstens die ständige Gliederung behalten und zweitens von einer Einmischung des Reiches nichts wissen wollen. Die von Richter erwähnte Beschlußfähigkeit des Rügenburger Landtages rührt nur daher, daß einzelne Abgeordnete den Landtag stets beschlußfähig machen, damit gewisse Steuervorlagen nicht zu Stande kommen können. Die Antragsteller würden sich vielmehr verbieten machen, wenn sie die Finanzreformgesetze annehmen und dadurch die Einzelstaaten unabhängiger machen wollten.

Abg. Dr. Lieber: Das Centrum steht den Anträgen gegenüber auf seinem alten ablehnenden Standpunkte. Diese Angelegenheit gehört nicht zur Kompetenz des Reichstages. Es müßte daher erst ein Gesetz erlassen werden, welches die Kompetenz des Reichstages ausdehnt.

Abg. v. Marquardsen (nl.): Auf das Frauenstimmrecht lassen wir uns nicht ein, ebenso sind wir nicht zu haben für die im Antrage Ander beantragte Einführung des Reichstagswahlrechts für die Einzelstaaten, der Antrag Bachnick dagegen ist ein alter nationalliberaler Antrag, der schon öfter von uns eingebracht worden ist. Wir haben uns stets geäußert, Mecklenburg im einzelnen vorzuschreiben, was es für eine Verfassung haben soll; dazu sind wir nicht befugt. Wir wollen nur eine Direktive haben, die in die Rechte des Einzelstaates nicht eingreift.

Abg. Nauß (Reichsp.) wünscht als Mecklenburger, daß man die Zustände dort so lasse, wie sie sind. Gerade das dortige Regiment, das ungetrübt sei durch den Parlamentarismus, besitze das Vertrauen der Bevölkerung.

Abg. Dr. Frege (kons.) bekämpft gleichfalls sämtliche vorliegende Anträge. Man könne den Mecklenburgern ja nicht etwas aufrängen, wovon sie nichts wissen wollen. Herr Richter hat vorhin von dem Fürsten Bismarck als von dem Kanzler-Autokraten gesprochen. Ich weise das mit Entrüstung zurück. Für Sterilisierung des Reichstages hat niemand mehr gesorgt, als gerade Herr Richter.

Nachdem noch Abg. Bachnick (freis. Vp.) im Schlußwort für seinen Antrag eingetreten, ist die erste Lesung der Anträge erledigt.

Der Antrag Ander auf Neueinteilung der Reichstagswahlkreise wird abgelehnt.

Morgen Etat des Innern.

Was der deutsche Kaiser alles gethan haben soll.

Kaiser Wilhelm II. ist ein sehr willensstärkender und energischer Mann, der, wie bekannt, sich gern mit den verschiedenartigsten Vorkommnissen des öffentlichen Lebens beschäftigt, und auch mit seiner Meinung über das, was nun gerade im Vordergrund des Tagesinteresses steht, nicht zurückhält. So kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn sich Personen finden, im Inlande, und erst recht im Auslande, welche der Ansicht nicht bloß sind, der Kaiser äußere sich über Alles und Jedes, sondern auch ohne Kritik glauben, was berichtet wird auf Grund eines vagen Gerüchtes, oder hinter jeder gleichgültigen Bemerkung, die irgend ein Unberufener ausgenommen und weitergetragen hat, nun etwas Besonderes suchen. So sind in letzter Zeit mancherlei Geschichten erzählt, die samt und sonders ohne wahren Hintergrund waren. Namentlich viel ist über das Fehlen der Inschrift am deutschen Reichstagsgebäude gesprochen worden,

die nach einem Gedanken des Baurates Wallot lauten sollte: „Dem deutschen Volke.“ Wochenlang hatte man darüber schon diskutiert, bis sich herausstellte, daß der Kaiser sich um die Sache überhaupt nicht gekümmert, vielmehr die Entscheidung völlig der Reichstagsbaukommission überlassen hatte. Als die Nachricht von der Katastrophe der Elbe gekommen war, teilten Londoner Zeitungen lang und breit mit, der Kaiser habe an den deutschen Generalkonsul in der britischen Hauptstadt eine Telegramm gerichtet, um seine Verwunderung auszudrücken, daß von den Passagieren an Bord des verunglückten Schiffes nur eine Frau gerettet sei. Die Nachricht, deren Zweck ersichtlich war, der Tüchtigkeit der deutschen Seeleute einen ordentlichen Tadel zu versetzen, wurde sofort von Anfang bis Ende für unbegründet erklärt. Ein Pariser Blatt brachte einen langen Bericht über eine Unterredung mit dem Kaiser, wonach derselbe sich eingehend über die französischen Zustände geäußert und seinen Beifall über die Wahl des Präsidenten Felix Faure geäußert haben sollte. Auch davon ist nichts wahr. Von englischen Zeitungen sind weiter wiederholte Meldungen in „authentischen“ Originalberichten gebracht worden, in welchen dem deutschen Kaiser allerlei Bestrebungen zugeschrieben wurden, den Dreibund durch eine Militärkonvention zu erweitern. Auch davon ist nichts wahr. Alle diese und ähnliche Nachrichten sind mehr oder minder geglaubt, jedenfalls allseitig beachtet worden, weil sie den deutschen Kaiser betrafen und in einer außerordentlich zuverlässigen Form auftraten. So kommt es denn, daß in der Bevölkerung, nur weil es so erzählt wird, für den Inhalt von Zeitungsgeschichten der deutsche Kaiser verantwortlich gemacht wird, mit welchen der Monarch absolut nichts zu thun hat. Ausländische Zeitungen haben sich mit Vorliebe diesem Sport gewidmet, aber auch inländische haben recht oft Vieles für bare Münze genommen, was nicht einmal Blech war.

Fürst Bismarck hat einmal im preussischen Abgeordnetenhause mit aller Entschiedenheit den Satz vertreten, daß der König von Preußen thätiglich regiere und nicht etwa bloß auf die Vorschläge seiner Regierung angewiesen sei. Anders ist nun aber der verfassungsrechtliche Standpunkt des deutschen Kaisers, welcher hier nur der erste unter den sonst gleichberechtigten Fürsten ist. Der Kaiser ernennt im Reiche den Kanzler, überwacht die Beschlüsse resp. die Ausführung derselben von Bundesrat und Reichstag, befehligt aber nicht das Recht jener weitgreifenden Initiative, wie der König von Preußen. Es hat sich ja während des letzten Teiles der Amtszeit des Grafen Caprivi herausgestellt, daß ein deutscher Reichskanzler sehr übel daran ist, wenn er nicht zugleich preussischer Ministerpräsident ist und die Stimmen dieser Regierung hinter sich hat. Fürst Bismarck hat ja doch auch einmal seine Entlassung wegen einer Meinungsverschiedenheit mit dem Bundesrate erreichen wollen. So sehr man sich daran gewöhnt hat, den deutschen Reichskanzler den leitenden Staatsmann oder ähnlich zu nennen, das verfassungsrechtliche Zusammenwirken der verbündeten deutschen Regierung ist doch allein die praktische Grundlage für alles Thun und Lassen im Reiche, und hieran wird kein Kaiser, kein Fürst und kein Kanzler etwas ändern können. Fürst Bismarck hat in Preußen einen Verfassungskonflikt durchgefochten. Man hat schon häufiger von möglichen Verfassungskonflikten im Reiche gesprochen, hat aber doch die Dinge zu wenig betrachtet, wie sie wirklich sind. Der deutsche Kaiser hat in seiner ersten Thronrede die Achtung der Verfassung gelobt, und er wird halten, was er gelobt. Daß hier versucht wird, andere Gedanken zu nähren, das gehört zum Kapitel jener Geschichten, die dem

Herder hatte kein Wort gesprochen, während er ihre Linke auf seinem Arme bebend fühlte, aber als die beiden Paare vor der Thür standen, hinter der die Damengarderobe lag, und die blauen strahlenden Mädchenaugen sich zu ihm hoben, da sagte er leise: „Wir scheiden heute noch nicht, Fräulein Margarethe — unser Weg ist derselbe! Wenn Sie es mir gestatten, schließe ich mich Ihnen an — gesetzt den Fall natürlich, daß Sie nicht unten ein Wagen erwartet.“

„O nein — wir gehen,“ erwiderte sie, „und ich freue mich, daß Sie uns begleiten.“ Sie sagte das so einfach, so ohne alle Ziererei!

Und dann befanden sich die beiden Paare draußen in der schönen lauen Nachtluft und wieder führte der Rat seine Gattin, Johannes Herder nun selbstverständlich Margarethe, wie wenig angenehm das auch Vater und Mutter war. Vom Direktor Palzow war nichts zu sehen, der hatte sich stillschweigend schon viel früher entfernt.

Aber während die voranschreitenden Eltern unferer jungen Freundin leise mit einander debattierten, vergingen Minuten, ehe Johannes endlich das peinliche Schweigen, welches noch zwischen ihm und seiner Begleiterin herrschte, brach: „Ich liebe diese stillen Herbstnächte,“ sagte er nun, „es liegt etwas so Beruhigendes in ihnen — etwas, das einer schmerzstillenden Arznei gleicht!“

„Und bedürfen Sie denn noch immer einer solchen?“ fragte sie leise. Im Moment bereute sie schon das unbedachte Wort, aber es war nun einmal über ihre Lippen und ließ sich nicht mehr unausgesprochen machen.

Er antwortete nicht gleich, und minutenlang

gingen sie wieder schweigend neben einander her, aber dem Mädchen war es, als läge ihre Hand fester an seiner Seite. Dann aber schaute er ihr voll in das vom Mondlicht bestrahlte Gesicht:

„Ob ich noch immer einer Arznei bedürftig bin gegen — die traurigen Erinnerungen in meiner Brust, fragen Sie mich,“ sagte er endlich und seine Stimme vibrierte. „Ja, Margarethe, und mehr noch denn je, so sehr, daß ich schon versucht habe, Vergessen im Rausch und im Spiel zu finden — vergebens freilich! Und doch“ — er holte tief Atem, „vielleicht giebt es auch für mich Erlösung aus solchen Qualen, kommt auch mir die Stunde, wo ich in dem Morgenrot eines neuen Lebens Vergessenheit finde alles dessen, was hinter mir liegt; wo ich aufhören werde, mich für gebrandmarkt zu halten — vielleicht, noch hege ich keine bestimmten Hoffnungen! Aber — Mädchen —“ er unterbrach sich plötzlich und blickte gedankenvoll vor sich hin.

Ein seltsames Gefühl hatte sich Grethens bemächtigt. Sie wußte sich selbst nicht darüber Rechenschaft zu geben, war es Angst oder Sehnsucht, Freude oder Schmerz, was ihre Brust so stürmisch wogen machte. Worte fand sie nicht; und was hätte sie ihm auch antworten sollen?

Da hörte sie plötzlich von neuem seine Stimme neben sich — sie klang wieder vollkommen ruhig und er redete von ganz gleichgültigen Dingen, fragte ziemlich unmotiviert freilich nach ihren Schwestern, und wie alt sie wären, nach den Neigungen der Brüder, welche seine Schüler waren, wenigstens für einzelne Gegenstände — Und in so engen Grenzen bewegte sich die Unterhaltung der beiden auch, als

das Haus auf der Vorstadt erreicht war. Die Eltern hatten sich jetzt nach dem jungen Paare gewandt und der Doktor wechselte noch ein paar Worte mit den alten Herrschaften, ehe er sich empfahl, mit der an die Rätin gerichteten Bitte, sich am nächsten Tage nach dem Befinden der Damen erkundigen zu dürfen, was ihm selbstverständlich, wenn auch ziemlich kühl, erlaubt wurde. Noch einmal ruhte Grethens Hand in der seinen, dann war er gegangen. Wie im Traum lauschte sie seinen verhallenden Schritten, wie im Traum folgte sie den Eltern in das Haus.

Im behaglichen Wohnstübchen brannte die Lampe, die alte Magd erwartete die Herrschaften, sie sah müde und verschlafen aus, aber sie erkundigte sich doch angelegentlich, wie sich das Fräulein amüsiert; im Stillen wunderte sie sich über die noch so ganz außerordentlich strahlenden Augen des jungen Mädchens, die trotz der so späten oder richtiger so frühen Stunde gar nicht von Müdigkeit sprachen.

Aber noch ein anderes Augenpaar sah die leuchtenden Blicke der großen blauen Sterne. — Aber um die Mundwinkel der Mutter zuckte es schmerzlich, vermochte sie es doch nicht, sich an den seelischen Vorgängen in ihrem Kinde zu erfreuen, und als Grethe sich, nachdem sie den Eltern und auch der alten Lisette „gute Nacht“ geboten hatte, in ihr Stübchen zurückziehen wollte, schlangen sich die Arme der Mutter um ihre Schultern und an ihrem Ohr küsterte eine bebende Stimme:

„O, Du mein liebes, armes Kind, möchte doch der gute Gott Dich ganz besonders in seinen Schutz nehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

